Fritz Pleitgen zur Verleihung der Goldenen Medaille für Verdienste um Versöhnung und Verständigung unter den Völkern durch die Senioren Union der CDU Deutschlands

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich bin gebeten worden, auf dieser Veranstaltung zu Ehren von Maria Lapina, Edith Gehlert und Nikolai Fedotow als Vorsitzender des Lew Kopelew-Forums den Festvortrag zu halten. Ich tue das gerne.

Von Lew Kopelew, der im Zweiten Weltkrieg als Major an vorderster Front in der Roten Armee diente, der wegen seiner Menschlichkeit gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung zu langer Lagerhaft verurteilt wurde, der als Andersdenkender und engster Freund Sacharows vom Sowjetregime schikaniert und schließlich ausgebürgert wurde, habe ich viel gehört, was Krankenschwestern im Krieg geleistet haben.

Stalingrad ruft in mir, wie vermutlich bei den meisten meiner Altersgenossen, vielfältige Bilder hervor. Sie setzen sich zusammen aus Gelesenem, aus Gehörtem, aus Archivbildern und -filmen Gesehenem sowie aus persönlich Erlebtem.

Dieser Tage habe ich auf der Frankfurter Buchmesse ein Sammelwerk von Aufsätzen vorgestellt. Es trug den Titel „Russlands Gedächtnis“. Russische Schülerinnen und Schüler schilderten die Sowjetzeit aus den Erzählungen ihrer Verwandten.

Alle Geschichten waren sehr bewegend. Eine berührte mich besonders. Sie schilderte das Schicksal eines kleinen Jungen, der in der Schlacht von Stalingrad Vater und Mutter verlor und in eisiger Kälte zwischen den Fronten hin und her irrte. Mit anderen Waisenkindern überlebte er in einem Kellerloch das grauenhafte Gemetzel, traumatisiert bis ans Ende seiner Tage.

Nach Stalingrad, es hieß inzwischen Wolgograd, bin ich zum ersten Mal im Januar 1973 gekommen. Damals beging die Sowjetunion mit großem Pomp den 30. Jahrestag des Sieges von Stalingrad über die deutschen Truppen.

Wir Korrespondenten, insbesondere die vom Fernsehen, arbeiteten damals unter Zensurbedingungen. Ins Land durften wir kaum reisen. Aber aus Anlass dieses Jubiläums wurde uns großmütig der Trip in die Stadt an der Wolga gestattet.

Mein Kameramann, ein Russe und höchst angenehmer Zeitgenosse, hatte selbst in Stalingrad gekämpft. Er sprach Deutsch und konnte damals gelegentlich die Gespräche der deutschen Landser mithören. So dicht lag man sich gegenüber. Aus seinen Erzählungen erfuhr ich, mit welcher Erbitterung um jeden Quadratmeter

gekämpft wurde. Er schilderte mir von den brutalen Kämpfen, oft Mann gegen Mann, von Stalins berüchtigtem Befehl 227. "Ni schagu nasad", "keinen Schritt zurück", hieß die Parole für die Rotarmisten.

Was mich an meinem russischen Kameramann beeindruckte, war nicht nur seine Bildung, sondern vor allem sein Großmut. Er hatte Furchtbares erlebt, nicht nur in Stalingrad, Verwüstungen und Spuren von Massakern, begangen von Deutschen, und trotzdem war nichts von Hass auf unser Volk bei ihm zu spüren.

In meiner gesamten Zeit als Moskau-Korrespondent habe ich diese ermutigende Erfahrung immer wieder gemacht. Einer anti-deutschen Stimmung in der Bevölkerung bin ich nicht begegnet. Dabei bin ich mit meinem Vornamen in dieser Hinsicht sehr exponiert. Fritz, das war im Krieg der Inbegriff des bösen Deutschen, so wie der Iwan bei uns für den mörderischen Russen stand.

Während ich in der sowjetischen Bevölkerung keine Ressentiments gegen uns feststellte, obwohl die zentral gelenkten sowjetischen Medien fleißig vor dem Wiederaufblühen des deutschen Faschismus warnten, gab es in Westdeutschland eine starke Abneigung und Furcht vor den Russen, die angeblich drauf und dran waren - so ein politischer Slogan - mit ihren Panzern in 24 Stunden am Rhein zu sein.

Auf der anderen Seite war in jenen Jahren von den Sowjetoffiziellen kein Denken daran, den deutschen Opfern der Schlacht von Stalingrad nachträglich Menschlichkeit widerfahren zu lassen. Als ich nach Gräbern von deutschen Gefallenen fragte und gar den Gedanken eines Mahnmals für die Opfer auf beiden Seiten aussprach, ertete ich scharfe Zurückweisung. Mörder dürften nicht heroisiert werden. Von den einfachen Menschen, auch von Teilnehmern der Schlacht, wurde dieses Urteil aber nicht geteilt.

Gottlob hat sich inzwischen in Russland die Meinung der einfachen Menschen durchgesetzt. Ich konnte mir schon seinerzeit nicht vorstellen, dass sich die Ansicht der Politruks auf Dauer halten könnte. Nun zeigt das Foto auf der Einladung zu dieser Veranstaltung einen russischen Veteranen, der Blumen am Grab eines deutschen Soldaten in Stalingrad niederlegt. Dies ist eine schöne und ermutigende Geste. Dass es dazu gekommen ist, verdanken wir nicht zuletzt Nikolai Fedotow. Er hat - wie ich aus einem Brief von Professor Wulff weiß - entscheidend dazu beigetragen, dass ein deutscher Soldatenfriedhof mit den Gebeinen von mehr als 20.000 deutschen Gefallenen angelegt wurde. Dies ist eine große Geste des Friedens, die hoffentlich für die Zukunft ihre Wirkung nicht verlieren wird.

Die Generäle behandelten mich generös. Der spätere Marschall Tschuikow, der auch der Verteidiger von Stalingrad genannt wird, als habe er sich alleine den deutschen Truppen entgegen gestellt, erzählte mir in aller Ausführlichkeit das

erbitterte Ringen im Winter 1942/43 am Ufer der Wolga. Er sprach durchaus mit Achtung von den deutschen Soldaten und Offizieren der 6. Armee. Sicher spielte dabei auch eine Rolle, seine Feldherrenkunst ins rechte Licht zu rücken, weil der Sieg über einen starken Feind errungen wurde.

Was Maria Lapina und Edith Gehlert als Krankenschwestern damals in der mörderischen Schlacht an der Wolga mitgemacht haben, kann ich trotz der vielen Geschichten, die ich über Stalingrad gelesen, gehört und gesehen habe, nur erahnen.

Allein die Kälte muss furchtbar gewesen sein. Wohl genährt und warm gekleidet stand ich auf dem Mamajew-Hügel. Nach kurzer Zeit spürte ich, wie der eisige Wind in meine Körper kroch und mich zum Rückzug in wärmere Räumlichkeiten zwang. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Menschen, die fast nichts zu essen hatten und völlig unzulänglich gekleidet waren, ein solches Wetter lange aushalten konnten.

Wie unter diesen unmenschlichen Bedingungen Menschlichkeit gewahrt werden konnte, wie selbstlos und unter Einsatz des eigenen Lebens Verwundeten, auch feindlichen, geholfen wurde, erfüllt mich mit Staunen und größter Hochachtung. Eine solche Charakterstärke ist umso höher zu schätzen, weil in diesem Krieg eigentlich alle internationalen Absprachen und Konventionen gebrochen wurden.

Was Kriege anrichten, hatte der Schweizer Henri Dunant 1859 als Augenzeuge der Schlacht von Solferino zwischen den Österreichern und den Franzosen erlebt. 40.000 Opfer waren zu beklagen. Über das Elend der Verwundeten, die unversorgt auf dem Schlachtfeld lagen, war Dunant entsetzt. Mit unglaublichem Einsatz schaffte er die Gründung des Roten Kreuzes. Seiner Initiative ist auch die Genfer Konvention zu verdanken, die unter anderem Regeln für die Behandlung von Verwundeten festschrieb.

Dunant, der dafür 1901 als einer der ersten mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, hat damit bis auf den heutigen Tag Abertausenden Menschen das Leben gerettet. Dennoch ist wenig darüber geschrieben worden, was Sanitäter und Krankenschwestern im Krieg an Hilfe zu leisten haben. Es gibt eine wuchernde Kriegsliteratur, aber zu diesem humanitären Kapitel findet man nicht allzu viel - bezeichnenderweise.

Wie ist nun die Rolle der Krankenschwestern im Krieg zu sehen? Ist sie nur Helferin der Verletzten, der Verstümmelten und der Sterbenden? Oder ist sie ein strategisch wichtiges Element der Kriegsmaschinerie, um das große Heer der Verwundeten wieder einsatzfähig zu machen? In seiner Arbeit über „Die Krankenpflege und das Bild der Krankenschwester im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ schreibt Herbert Grundhewer:

„Überblickt man die Entwicklung der sogenannten „Humanität im Krieg“, von der „Freiwilligen Hilfe“ im Feld bis zur Etablierung der Rot-Kreuz-Organisationen, so fällt auf, daß dieser Bereich im hohen Maße Frauensache war und in vieler Hinsicht bis heute geblieben ist. Andererseits wird deutlich, daß die Etablierung der Kriegsrankenpflege entscheidend zur Entwicklung der weltlichen Krankenpflege beitrug. Dabei erfuhr diese Tätigkeit eine Aufwertung und Wertschätzung, die ihr bis dahin gefehlt hatte. Die Eigenschaften, die eine Frau als Kriegskrankenschwester besitzen sollte, wurden zusammen mit dem bürgerlichen Frauenbild des späten 19. Jahrhunderts in das neue Berufsbild „Krankenschwester“ integriert.“

Der Autor zitiert Henri Dunant als Gründer des Roten Kreuzes mit den Worten: „Die Frauen sind überall dieselben, immer liebevoll und hingebend, und sie achten ihre Mühe und persönliche Sicherheit für nichts, wenn es sich darum handelt, Leidende zu trösten... Zartgefühl im Handeln ist bei ihnen eine natürliche Folge ihres angeborenen Zartgefühls.“

Solche Worte aus einer anderen Zeit erregen heute natürlich Widerspruch. Dazu Herbert Grundhewer: "Die Frau wurde als Krankenschwester auch zum Kameraden des Soldaten. Sie war als Heldin nach dem Kampf dem Helden im Kampf gleichgestellt. Die Krankenpflege wurde als spezifisch weiblicher Beitrag im Kampf um das Vaterland angesehen.“

Herbert Grundhewer kommt zu dem Fazit:

„Die Kriegsrankenpflege bildete so von ihrem Selbstverständnis her keinen friedfertigen Widerpart zum mörderischen Geschehen des Krieges. Nicht die Ablehnung des Krieges, sondern der Wunsch, am Krieg teilzunehmen, motivierte die Kriegskrankenschwester zu selbstlosem Einsatz. Daher hatte die sogenannte Humanität im Kriege keinerlei Bezug zum Pazifismus, sondern stand ihm im Grunde diametral entgegen.“

Wenn von Krankenschwestern die Rede ist, dann fallen sofort die Namen von Florence Nightingale, Elsa Brändström und Edith Stein. Legendäre Persönlichkeiten! Die Seniorin unter ihnen ist Florence Nightingale, geboren 1820 in Florenz und 1910 in London gestorben.

Die Engländerin erhielt ihre Ausbildung in dem deutschen Diakonissen-Mutterhaus in Kaiserswerth. Sie gehörte zu den ersten Frauen, die im Krieg als Krankenschwestern dienten. Florence Nightingale organisierte im Krim-Krieg, den das Osmanische Reich 1854 bis 1856 zusammen mit Großbritannien und Frankreich gegen Russland führte, eine Verwundeten- und Krankenpflege.

Sie verbesserte die hygienischen Bedingungen, worauf Erkrankungen an Typhus, Cholera und Ruhr zurückgingen. Dank ihres Einsatzes verringerte sich die Sterblichkeitsrate bei verwundeten Soldaten um

40 %. Das Beispiel hat bis auf den heutigen Tag Schule gemacht. So ist vielen Menschen das Leben gerettet worden. Nicht von ungefähr verleiht das Internationale Rote Kreuz eine Florence Nightingale-Medaille für besonderen Einsatz in der Krankenpflege.

Die Schwedin Elsa Brändström - sie wurde in Sankt Petersburg 1888 geboren und starb in Cambridge/Massachusetts 1948 - diente als Krankenschwester im Ersten Weltkrieg. Sie wurde der „Engel von Sibirien“ genannt, weil sie als Delegierte des schwedischen Roten Kreuzes maßgeblich an der Versorgung der Kriegsgefangenen in Russland und ihrer Rückführung beteiligt war. Nach dem Ersten Weltkrieg beschaffte sie in den USA und in Skandinavien Mittel zur Gründung von Sanatorien und Waisenhäusern in Deutschland.

Edith Stein aus Breslau wurde 1942 im Alter von 50 Jahren im KZ Auschwitz ermordet. Sie hatte als Helferin des Roten Kreuzes im Ersten Weltkrieg in einem österreichischen Seuchen-Lazarett gearbeitet.

„Am liebsten war mir der Umgang mit den Patienten“, stellte sie nachträglich fest. "In unserem Lazarett waren alle Nationen der Habsburger Monarchie vertreten. Mit ein paar Wörtern und mit Zeichensprache half man sich durch. Die angeblich „wildes Völkerschaften“ der Slowaken und Ruthenen zeigten sich besonders dankbar."

Wie sah nun die Arbeit der Krankenschwestern aus und wie wurden sie von ihren Patienten gesehen? Dazu schreiben Birgit Panke-Kochinke und Monika Schaidhammer-Placke in ihrem Buch „Frontschwester und Friedensengel“:

Die verwundeten und kranken Soldaten waren für die Krankenschwestern wohl auch Kameraden, aber vor allem Patienten, die es zu versorgen galt. Als Friedensengel haben sie sich selbst eigentlich nie verstanden, auch wenn es ihnen die verwundeten und kranken Soldaten in ihren Gedichten vorgespiegelt haben. Sie schwebten nicht engelgleich und weißgekleidet durch die Lazarette, sondern arbeiteten sich ganz bodenständig und durchaus in praktischer Kleidung durch Schlamm, Blut und Dreck.

Während des Ersten Weltkrieges wurden in den Fachzeitschriften medizinische Forschungsergebnisse veröffentlicht, um eine bessere Wundversorgung der durch neue Waffensysteme entstandenen Verletzungen zu ermöglichen. Bei der Vorbereitung der Kriegsrankenpflege vor dem zweiten Weltkrieg stand die ideologische Einstimmung im Mittelpunkt, so die beiden Autorinnen.

Anders als nach dem Ersten Weltkrieg wurde bis heute keine vergleichbare Darstellung des Sanitätswesens im Zweiten Weltkrieg veröffentlicht. Neben einer Fülle von Publikationen, die in die Rubrik Militaria einzuordnen sind, gibt es allenfalls Darstellungen einzelner Aspekte oder Organisationsbereiche und Ansätze einer

wissenschaftlichen Aufarbeitung dieses Themas. Eine kritische Würdigung steht noch aus. Der Einsatz von Schwestern in den Front- und Kriegslazaretten spielt dabei, wenn sie überhaupt erwähnt werden, eine marginale Rolle.

Im Zweiten Weltkrieg selbst veröffentlichte das Deutsche Rote Kreuz in einheitlichem Stil gehaltene Feldpostbriefe und Erlebnisberichte von Schwestern, Reportagen und Interviews in Rotkreuz- und Schwesternzeitschriften. Es entsteht das Bild der Rotkreuzschwester, die, ohne viel Aufhebens von sich zu machen, frohgemut, ernsthaft und tüchtig im Einsatz ist und sich auf allen Kriegsschauplätzen bewährt. So weit das Buch "Frontschwestern und Friedensengel"

Die Situation auf der sowjetischen Seite wird im Katalog zur Ausstellung „Mascha + Nina + Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941 - 1945“ beschrieben. Hier heißt es:

Die Mehrheit der Frauen in der Roten Armee, mehr als eine halbe Million, diente im Sanitätswesen. Anders als in anderen Armeen waren die Hälfte der Ärzte im Militärdienst Frauen und ebenso die Mehrheit der Feldschere, die ihren Dienst an der Front oder frontnah ausübten. Auch die Tätigkeit des Sanitäters in den Kompanien, Bataillonen und Regimentern – wie Verwundetenbergung und -versorgung an und unmittelbar hinter der Front – wurde ebenfalls weitgehend an Frauen übertragen, um zusätzlich Männer für den Kampfeinsatz zu gewinnen.

Die Frauen waren genau wie die Kampftruppen dem feindlichen Feuer ausgesetzt und riskierten bei jedem Einsatz ihr Leben. Unter diesen Soldatinnen finden sich mit Sicherheit die höchsten Verlusten, ohne dass genaue Zahlen bekannt sind.

Die sowjetischen Streitkräfte waren auf den Zustrom weiblicher Kriegsteilnehmer unzureichend vorbereitet. Es gab nicht einmal passende Uniformen. Weder strahlende Heldinnen, wie es die sowjetische Propaganda behauptete, noch weibliche Ungeheuer, wie von deutscher Seite verbreitet wurde, dienten in der Roten Armee, sondern blutjunge, unerfahrene, kahlgeschorene Mädchen in grober Männerunterwäsche, übergroßen Militärmänteln und klobigen Soldatenstiefeln.

Bei vielen Einsätzen verschwammen die Grenzen zwischen Kampf und Sanitätseinsatz, zumal die Verwundeten mit der Waffe aus dem Kampfgetümmel geborgen werden sollten, was zu hohen Verlusten beim medizinischen Personal führte.

Viele kehrten chronisch krank, verstümmelt oder traumatisiert heim und wurden den Krieg zeitlebens nicht mehr los. „Nach dem Krieg war ich eine zeitlang Hebamme in einer Entbindungsstation“, schilderte eine ehemalige Krankenschwester der Roten Armee. „Ich hielt es dort aber nicht lange aus. Die Allergie gegen Blutgeruch

war zu stark. Ich hatte im Krieg so viel Blut gesehen, jetzt wehrte sich der ganze Organismus dagegen.“

Was sie im Krieg erlebte, schilderte die ehemalige deutsche Rote-Kreuz Schwester Elfriede Schade-Bartowiak. „Ich war jung und unerfahren damals und steckte bis zum Rand der Schwesternhaube voller Ideale und Erwartungen. Nun war ich auf dem Weg an die Front in Russland. Am Abend schon sollte mein Dienst als Nachtschwester auf der ‚Großen Chirurgie‘ beginnen. Ich zündete mit flatternden Händen die Kerze an und machte mich auf den Weg. Und damit begann die grauenhafteste Nacht meines Lebens.

In jedem Winkel, in jeder Stube stöhnte es und rief es, tauchten bleiche, schmerzverzerrte Gesichter auf und verschwanden wieder im Dunkel, bettelten fiebrige Augen um Hilfe. Im Röntgenraum lagen drei Sterbende. Ich hatte doch noch nie im Leben einen Sterbenden gesehen, beschreibt Elfriede Schade-Bartowiak ihren ersten Einsatz hinter der Front.

Mein Gott – sie starben so anders! Wie anders! Hatte ich denn gewusst, wie man starb im Krieg! Hatte uns daheim denn einer gesagt, wie das ist hier draußen? Nichts von der Armseligkeit und Trostlosigkeit auf den Strohsäcken hier in der Düsternis einer grauen russischen Kaserne. Unheroisch und jammervoll und ohne ‚Glanz und Gloria‘. Ich schämte mich für meine Kriegsbegeisterung und die Abenteuerlust und für den Stolz, mit dem ich verkündet hatte, dass ich jetzt endlich auch ‚rauskam‘, bekennt die Autorin.

Jetzt ist nichts mehr davon da. Jetzt war ich klein und erbärmlich. Aber da war noch die Verantwortung. Ob ich wollte oder nicht, sie trieb mich jeden Abend wieder in das ‚große Haus‘, das Lazarett. Sie ließ mich Dinge tun, vor denen mir grauste, und die ich doch nicht tun wollte!“

Die weißrussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch veröffentlichte ein Jahr vor der Perestrojka – 1984 – ihr Buch „Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“. Da sie beim Schreiben dieses Buches zu der Zeit sowohl einen realen Zensor als auch einen eigenen im Kopf hatte, führte sie parallel noch ein Tagebuch, das sie später ebenfalls veröffentlichte. Ich zitiere:

„Sieben Jahre arbeitete ich am Buch über die Frauen im Krieg. Mehr als vierhundert Berichte habe ich aufgezeichnet. Hunderte von Tonbandkassetten gefüllt. Tausende Schreibmaschinenseiten. Ich wollte mein Land und unsere Geschichte lieben. Das erwies sich als Bürde, die meine Kräfte überstieg.

Das Land, in dem die Helden des Buches und ich als Autorin lebten, existiert nicht mehr. Was bleibt, ist die Geschichte unserer Seelen. Der Seele jedes einzelnen, und unserer gemeinsamen Seele.

„Ich mag keine Kriegsbücher“, gesteht Swetlana Alexijewitsch, „ich möchte aber gleichzeitig wissen, weshalb Gott Mars derart geliebt und bekränzt wird. Seit Tausenden Jahren. Vielleicht, weil nur Männer vom Krieg erzählen? Woran sich Frauen wohl erinnern würden? Verschiedentlich habe ich versucht, sie zu befragen.

Wir sind mit Mythen groß geworden. Die Gesellschaft wurde mit Idealen terrorisiert. Mit heldenhaften Vorbildern. Unsere Helden sind kalt und unreal. Mythen sind gefährlich, denn sie leben länger als Worte.“

Und weiter heißt es bei Swetlana Alexejewitsch: "Immer tiefer tauche ich ein in die unendliche Welt des Krieges. Ich beginne die Einsamkeit jener zu begreifen, die aus dem Krieg zurückkehrten. Sie haben ein Wissen, das andere nicht besitzen. Erwerben aber kann man es nur dort, in der Nähe des Todes. Im Krieg lässt sich der Mensch von etwas leiten, das stärker ist als Geschichte und Gerechtigkeit. Vielleicht von der Todesangst. Man muss das Ganze weiter fassen, muss die Wahrheit über Leben und Tod an sich schreiben, nicht nur die Wahrheit über den Krieg. Der Mensch zählt mehr als der Krieg, unschätzbar mehr. In Erinnerung bleibt eben dieses. Jenes mehr.

Der weibliche Krieg hat eine eigene Sprache... Wovon die Frauen auch sprachen, immer schwang der Gedanke mit – Krieg, das ist vor allem Töten, in zweiter Linie schwere Arbeit.“ So das Resümee der weißrussischen Schriftstellerin!

Die Sanitätsinstrukteurin einer Kavallerieschwadron erzählt: Kampf. Es ist dunkel vom Qualm und Staub. Es wird geschossen. Sie schleppt einen Verwundeten mit versengter Uniform vom Schlachtfeld, ein Fuß ist abgerissen. Er ist bewusstlos. Blut strömt. Sie zieht ihn in einen Granattrichter. Verbindet ihn. Kriecht weiter. Kehrt mit einem weiteren zurück, seine beide Beine sind gebrochen. Sieht, dass der erste zu sich kommt und deutsch spricht. Da versteht sie, dass sie einen Fritz gerettet hat!

In diesem Moment kommt auch der zweite zu sich, hört die deutschen Worte und greift nach seiner Maschinenpistole. Sie stößt ihn weg. Nimmt die Waffe an sich. Der Deutsche sieht, dass ein russischer Soldat neben ihm liegt und streckt sich ebenfalls nach seiner Waffe aus. Auch diesem nimmt sie die Waffe ab. In einem Granattrichter liegen also ein Deutscher, ein Russe und eine Frau. Die Männer, kaum zu Bewusstsein gekommen, wollen einander töten, die Frau aber geht dazwischen. Der Kampf endet, die Sanitätswagen kommen und laden beide ein: ‚Nehmt auch meinen Deutschen mit. Ist noch so jung. Und hübsch.‘

Die Journalistin Petra Loeber hat mir über Frau Lapina geschrieben: „Maria Feodorowna war die einzige Frau in ihrer Einheit. Sie trug normale Uniform, ihr Haar war kurz geschoren. Eine Maschinenpistole hatte sie stets dabei. Außerdem musste

sie noch die schwere Krankenschwesterntasche und eine Wasserflasche ständig mit sich schleppen. Sie war nicht durch ein rotes Kreuz als Sanitäterin zu erkennen.

Oft entging sie nur knapp dem Tod. Sie hatte ungezählte Menschen sterben gesehen. Einmal saß sie in einer Gefechtspause mit sechs Kameraden. Sie aßen Kascha, als in ihrer Nähe eine Bombe explodierte. Fünf waren auf der Stelle tot. Maria sah, wie Arme und Beine nach allen Seiten flogen. Später erzählte sie: ‚Solche Bilder kann man nicht vergessen. Bis jetzt träume ich davon.‘ Ihr erster Verwundeter war ein deutscher Offizier. Sie verband ihn und schleppte ihn 300 Meter vom Schlachtfeld. Noch auf dem Verbandsplatz befürchtete er, sie würde ihn erschießen.“

Vielleicht war ihr hin und wieder danach zumute gewesen, wenn sie an ihrer Seite Kameraden auf schrecklichste Weise sterben sah. Was wissen wir, die wir solche Erfahrungen nicht gemacht haben, was in Menschen vorgeht, wenn sie unbeschreibliche Grausamkeiten erleben.

„Der Arzt von Stalingrad“ - das Buch von Heinz Konsalik ist eine schlimme Heroisierung des deutschen Arztes und eine Herabsetzung der Menschen auf der anderen Seite. Von den stillen, aber wahrhaft großen Taten und den schlimmen Leiden einer Edith Gehlert, Krankenschwester in der Schlacht von Stalingrad, erfahren wir in diesem Buch nichts.

Doch gerade diese Erlebnisse sollten der Nachwelt erhalten bleiben, um daraus zu lernen. Eine nüchterne Darstellung findet sich im Buch „Medizin im Krieg“. Im Kapitel „Vom Dilemma der Heilberufe 1865 - 1985“ ist folgendes zu lesen:

„Die Medizin versteht sich als Trägerin der Humanität. Nach Auffassung von Ärzten und auch Nicht-Ärzten ist die Medizin, unabhängig von Krieg und Frieden und anderen Wechselfällen der Geschichte, ausschließlich dem Ziel verpflichtet, Kranke, und im Krieg, Verwundete zu versorgen und Menschenleben zu bewahren. Auch die Geschichtsschreibung hat weitgehend akzeptiert, dass die Medizin im Krieg unter dem Primat der Humanität steht.

Die medizinischen Leistungen zählen für die Historiker nicht zu den Kriegsdiensten, die einem Volk abverlangt werden. Untersuchungen über die Kriegsarbeit von Frauen befassen sich nicht mit den Hunderttausenden von Schwestern und Pflegerinnen, die ein Staat im modernen Krieg braucht. Die Geschichte der Militärmedizin berichtet über die Organisation und die Leistungen des Sanitätswesens, ohne je in Frage zu stellen, warum oder wozu die Medizin in dieser Form tätig wurde und wird.

Während der beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert fiel der Medizin die Aufgabe zu, das „Menschenmaterial“ immer wieder einsatzfähig zu machen, und die medizinische Hilfstätigkeit war ein Faktor militärischer Strategie.“

Eine kalte Analyse, wie mir scheint, aus militärischer Sicht wohl auch zutreffend. Aber menschlich wird sie nicht den Krankenschwestern und Ärzten gerecht, die den von Kugeln und Splittern Getroffenen in ihrer größten Not und Pein weit mehr bedeuten als Kommandeure und Politstrategen. Der große Roman über diese wahren Heldentaten muss und sollte noch geschrieben werden.

Doch auch eine große literarische Würdigung wird die Heilberufe nicht aus dem Dilemma führen, als Helfershelfer der Militärs zu gelten, so lange Kriege geführt werden. Dies kann nur eine umsichtige und entschlossene Politik schaffen. Doch da gibt es noch keine ermutigenden Zeichen.

Obwohl die Welt schreckliche Erfahrungen mit Kriegen gemacht hat, dies gilt nicht zuletzt für Deutschland und Russland, wird immer noch leichtfertig der Gewalt das Wort geredet, wenn es schwierige politische Konflikte zu lösen gilt. Beim Irak war das wieder einmal der Fall.

Ob der Feldzug der westlichen Koalition richtig war oder nicht, werden wir besser in zwei Jahren wissen. Aber ich finde jetzt schon beherzigenswert, was der ehemalige Bundeskanzler Helmut Kohl im Zusammenhang mit dem ersten Golfkrieg gesagt hat: „Man kommt leichter in einen Krieg hinein als wieder heraus.“ Dies ist eine kluge Mahnung, nicht zu sehr auf die Karte der militärischen Gewalt zu setzen; mag die technische Überlegenheit noch so groß sein. Jetzt muss in aller Intensität international daran gearbeitet werden, konkrete politische Konzepte für Konfliktlösungen zu entwickeln. Es wäre schlimm, wenn die USA im Irak scheiterten

und dadurch ihre Autorität in dieser wichtigen und zugleich hochexplosiven Region verlören.

Wichtig für den Frieden in der Welt ist, dass die Völker mehr voneinander wissen und sich nicht von Vorurteilen, sondern von Tatsachen leiten lassen. Dies war die Maxime von Lew Kopelew. Danach handelte er, als er zwei chronologische Parallelreihen in Gang setzte: „Russen und Russland aus deutscher Sicht“ sowie „Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht“. Es ist ein Riesen-Wissenschaftswerk. Insgesamt 9 Wälzer sind bereits erschienen mit hochinteressanten Entdeckungen und sehr lesenswerten Erkenntnissen.

Als die Forschungsarbeit vor mehr als 20 Jahren begann, hatte man sie noch als ein rein akademisches Unternehmen betrachtet. Aber sehr schnell wurde allen Beteiligten angesichts des gegenwärtigen Weltgeschehens klar, wie aktuell und wie tagespolitisch wichtig es ist, die Beziehungen zwischen den Völkern überhaupt, insbesondere zwischen denen von Russland und Deutschland richtig und objektiv kennen zu lernen.

Über die Zeit der Aufklärung, vor zwei, drei Jahrhunderten also, erklärte Lew Kopelew, sind die schicksalsträchtigen Verbindungen der Völker Deutschlands und Russlands verknüpft worden. Schicksalhaft im Guten wie im Schlechten, in schwersten Leiden und höchsten geistigen Leistungen! Diese Verbindungen überdauerten schreckliche Kriege, Entfremdungen und ideologisch motivierte Feindschaft. Die Lehren der Geschichte - so Lew Kopelew - sind nicht nur für Deutsche und Russen lebensnotwendig; ihre Erfahrungen müssen auch allen anderen europäischen und nicht-europäischen Völkern zugute kommen. Unser Ziel, sagte er, ist schlicht: „Verständigung zu wecken von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk“.

Für Lew Kopelew waren die wichtigsten Lehren der Geschichte auch die einfachsten. Man brauchte seines Erachtens nichts Neues zu erfinden oder zu ersinnen. Seit Jahrtausenden seien die entscheidenden Erkenntnisse der Menschheit bereits verkündet worden - von Laotse, von Jesus, von Buddha und in der neuen Zeit in den Werken von Diderot, Rousseau, Kant, Goethe, Lew Tolstoj, Gandhi und Andrej Sacharow.

Aus seinem unerschöpflichen Wissensschatz wusste er vor allem die positiven Beispiele hervorzuheben. Marina Zwetajewa, die große Poetin, gehörte für ihn dazu. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte sie den Mut und die Größe aufgebracht, ihre fortwährende Liebe in einem Gedicht auf den militärischen und politischen Feind Deutschland zu erklären.

Die ganze Welt schließt sich zusammen,
verfolgt mit ihrem Hasse dich.

Wie, sollte ich dich auch verdammen,
wie, ließe ich dich auch im Stich.

Wie es mich
zur Einsicht triebe:
„Auge um Auge – Zahn um Zahn“,
wo du doch, Deutschland, meine Liebe,
wo du doch, Deutschland, bist mein Wahn!

Kopelew erinnerte stets daran, dass die schwärmerischen Verse der zwanzigjährigen Lyrikerin im selben Krieg auf der deutschen Seite eine Entsprechung durch einen Realisten reiferen Alters fanden. Thomas Mann schrieb 1917:

„Wenn Seelisches, Geistiges überhaupt als Grundlage und Rechtfertigung machtpolitischer Bündnisse dienen soll und kann, so gehören Russland und Deutschland zusammen. Ihre Verständigung für jetzt, ihre Verbindung für die Zukunft ist seit den Anfängen des Krieges der Wunsch und Traum meines Herzens.“

Die Schlussfolgerung, die Lew Kopelew aus seinen Forschungen über die Beziehung unserer beiden Völker zueinander zog, war die Erkenntnis, dass es eine Wahlverwandtschaft der deutschen und der russischen Nation gibt, eine Verwandtschaft der nationalen Kulturen und der nationalen Schicksale. Sie sei nicht immer wohlthuend, manchmal erschiene sie wie die Verwandtschaft von Kain und Abel oder von den Gebrüdern Karamasow.

Aber, so Kopelew, all die Feindschaften bleiben in ihrem in Zeit und Raum beschränkten Abschnitt der Geschichte. Dagegen sind die geistigen Verbindungen, die Verbindungen, die in der Dichtung, in der Philosophie, in der Wissenschaft entstanden, unvergänglich.

Mit der Ehrung von Maria Lapina, Edith Gehlert und Nikolai Fedotow erinnern wir uns an die dunkelsten Tage der deutsch-russischen Geschichte. Ihre Schicksale sind uns Mahnung für die Zukunft. Wir können viel von einander lernen, zum Vorteil unserer Völker und unserer Nachbarn.

Wir Deutschen lieben Lew Tolstoi. Der weise Mann von Jasnaja Poljana hat uns für alle Zeiten einen wunderbaren Satz ins Stammbuch geschrieben. „Bei unseren Handlungen dürfen wir uns nicht davon leiten lassen, jedes Mal darüber nachzudenken, was wir damit für die Welt leisten. Dem Menschen ist anderes gegeben, etwas Unumstrittenes: sein Gewissen. Folgt er ihm, dann weiß er ohne Zweifel, was zu tun ist.“

Ich weiß, die Worte von Tolstoi klingen vielleicht etwas naiv, zu gutmenschlich in dieser schwierigen, gewalttätigen Welt. Aber Tolstoi war kein Träumer. Als Offizier hatte er Kriege auf der Krim und im Kaukasus miterlebt. Stalingrad sollte uns ein für alle Mal eine Lehre sein, die Botschaft von Tolstoi zu beherzigen.